

daß ich so lange die Schuld meines Mannes Ahmed verhehlt habe, dessen Verbindung das königliche Blut schändet. Er ist kein Sterndeuter, sondern mit Dieben im Bunde, und nur dadurch ist es ihm gelungen, den königlichen Schatz zu entdecken. Zweifelst Du, ob ich die Wahrheit rede, so befehl Ahmed, den Smaragd wieder herbei zu schaffen, den die Diener des Königs von Sistan gestohlen haben. Für den Mann, der durch seine wunderbare Kunst ausgemittelt hat, wo der ganze Schatz des Reiches verborgen war, wird es gewiß eine leichte Sache seyn, einen einzelnen Edelstein zu entdecken.“

Der König, der seinen Schwiegersohn liebte, war über diese Eröffnung sehr bekümmert. Die Ehre seines Hauses war indeß dabei im Spiele, und er faßte den Entschluß, ihn auf die Probe zu stellen, und wenn er in ihm einen Betrüger fände, die königliche Würde durch eine verdiente Züchtigung zu rächen. Er ließ Ahmed rufen, sagte ihm, was vorgefallen war, und setzte hinzu: „Ich gebe Dir zwanzig Tage Zeit, den Schuldigen zu entdecken, der den Smaragd gestohlen hat. Gelingt es Dir, so sollst Du zu den höchsten Ehrenwürden im Staate erhoben werden, wo nicht, so büßest Du es mit dem Tode, daß Du mich betrogen hast.“

Der arme Ahmed verließ den König und war ganz untröstlich. Die Prinzessin bemerkte seine Betrübniß, und fragte, was ihm fehlte. Ahmed war von Natur eben so aufrichtig als fromm und demüthig. Ohne Verheimlichung oder Verstellung erzählte er alle Ereignisse seines vergangenen Lebens und schloß mit den Worten: „Aus allem, was ich gesagt habe, mußt Du sehen, wie wenig ich im Stande bin, zu thun, was Dein Vater fodert. Mein Leben muß dafür stehen, und mein einziger Trost ist, daß ich Dich in zwanzig Tagen von einem Satten erlösen werde, den Du von nun an verachten mußt.“

Deine Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit machen Dich mir nur desto lieber, mein theurer Ahmed! — sprach die Prinzessin — Wer vom Himmel so viel Gnade erlangt hat, muß jedem frommen Herzen theuer sein. Sei gutes Muthes. Ich will nun auf die Sterndeutung mich legen. Nur eines fodere ich von Dir, suche Deine Fassung zu behalten, während ich die Sterne befrage und meine Berechnungen mache.

Ahmed, erfreut über diesen Beweis von Zuneigung und wieder ermutigt durch die Zuversicht in dem Benehmen der Prinzessin, versprach Gehorsam, und setzte hinzu, er wollte nur durch inbrünstige Ge-

bete zu jener Macht, die ihn nie verlassen hätte, ihre Bemühungen zu unterstützen wagen.

Die Prinzessin ließ die Boten des Königs von Sistan sogleich zu sich bitten. Sie waren erstaunt über diese Einladung und noch mehr über die Aufnahme, die sie fanden. „Ihr seid Fremde — sprach sie zu ihnen — und kommt von einem mächtigen Könige; ich möchte Euch gern jede Aufmerksamkeit erweisen. An den verlorenen Smaragd denkt nicht mehr; es ist eine Kleinigkeit. Ich werde mich bei dem Könige, meinem Vater, dafür verwenden, daß er die Sache weiter nicht beachtet, da ich überzeugt bin, daß man den Verlust einem jener seltsamen Zufälle zuschreiben muß, die man unmöglich erklären kann.“

Die Prinzessin bewirthete die Fremden mehre Tage und während dieser Zeit schien man den Smaragd ganz vergessen zu haben. Sie unterhielt sich offen mit ihnen und ihre Fragen betrafen besonders Sistan und die Länder, durch welche die Fremden auf ihrer Reise gekommen waren. Durch die Herablassung der Prinzessin geschmeichelt, hielten sie sich mit Zuversicht für sicher und freuten sich höchlich über ihre königliche Beschützerin. Als die Prinzessin bemerkte, daß sie gar nicht mehr auf ihrer Hut waren, lenkte sie eines Abends das Gespräch auf wundervolle Begebenheiten, und nachdem jeder seine Geschichte erzählt hatte, hob die Prinzessin an: „Ich will Euch jetzt einige Ereignisse aus meinem Leben erzählen, die Ihr, wie ich glaube, für außerordentlicher halten werdet, als alles, was Ihr je gehört habt.“

Ich bin meines Vaters einziges Kind — fuhr die Prinzessin fort — und war daher seit meiner Geburt sein Liebling. Ich wurde in dem Glauben erzogen, daß ich über alles verfügen könnte, was diese Welt darbietet, und man sagte mir, unbeschränkte Freigebigkeit wäre die erste und fürstlichste Tugend. Schon in meiner Kindheit nahm ich mir vor, alle frühere Beispiele von Großmuth zu übertreffen. Ich glaubte, meine Macht, Gutes zu thun und jedermann glücklich zu machen, wäre so unbeschränkt als mein Wunsch, es zu vollbringen, und ich begriff nicht, daß es ein Unglück geben könnte, dem ich nicht abzuhelpfen vermöchte. In meinem achtzehnten Jahre wurde ich mit meinem Better, einem jungen Prinzen verlobt, der an Schönheit der Gestalt und Adel der Seele Alle übertraf. Ich glaubte auf dem Gipfel des Glücks zu sein. Am Morgen meines Hochzeittages lustwandelte ich in meinem Garten am Palaste, wo